

Scheffczyk zwar „eine dünne Scheidewand zwischen katholischer und protestantischer Auffassung von der Gottebenbildlichkeit des Menschen“ (LII), die aber nach ihm Anlaß zur positiven Frage bietet, ob diese Differenzen nicht legitime Aspekte und Sichtweisen derselben Realitäten sind, die voneinander nicht getrennt werden sollten, sondern einander ergänzen können“ (ebd. LII). Über und vor allen Differenzen scheint dies im Augenblick eine der dringendsten Aufgaben der Theologie zu sein, zu zeigen, daß man vom Menschen nur recht redet, wenn man auch von Gott spricht, als dessen Bild er geschaffen ist. Dies verleiht dem Band seine Aktualität.

Linz

Johann Marböck

KORNFELD WALTER, *Religion und Offenbarung in der Geschichte Israels*. RUDOLF SCHWARZENBERGER, *Reflexionen Israels über die Anfänge* (Gn 1–11). (376.) Tyrolia, Innsbruck 1970. Ln. S 290.—; DM 45.—, sfr 51.75.

Vf. will einen „Studienbehelf für die Geschichte Israels und der atl. Religion in die Hand geben“. Die Kenntnisse der atl. Einleitung und der Methoden der atl. Wissenschaft setzt er voraus. Abschnitt I „Bibel und Geschichte“ (15–27) unterrichtet über die Spannung zwischen der wissenschaftlich verifizierbaren Geschichte und der durch Israel geglaubten, von den Theologen als „Heilsgeschichte“ bezeichneten Geschichte der Gotteserfahrung sowie über die geschichtliche Situation im „präisraelitischen Vorderen Orient“. Es folgen fünf weitere Abschnitte „Die hebräischen Patriarchen“ (28 bis 54), „Der Exodus“ (55–86), „Die Landnahme und die Richterzeit“ (87–129), „Die Königszeit Israels“ (130–209) und „Das nachexilische Judentum“ (210–272). Dabei hält sich der Vf. streng an das Schema „Geschichte – Religion – Heilsgeschichte“ in der Weise, daß er in je einem Kapitel zuerst ausführt, was sich aus den Texten selbst nach Anwendung der modernen literarkritischen, gattungs- und überlieferungsgeschichtlichen Methoden und aus außerbiblischen Quellen über den tatsächlichen Ablauf der Geschichte der entsprechenden Epoche ergibt, dann über die Entwicklung der israelitischen Religion und über die Auseinandersetzung mit den religiösen Strömungen der Umwelt berichtet und schließlich die Deutung dieser Geschichte in der atl. Überlieferung selbst darlegt. In den Anmerkungen wird ausführlich Literatur genannt und besprochen und werden die biblischen und außerbiblischen Quellentexte angegeben. Abweichende Meinungen anderer Forscher werden objektiv mitgeteilt und diskutiert, so daß der Leser ein klares Bild von der Forschungssituation erhält. So ist ein Buch entstanden, das man allen Theologen, jedem an der Bibel Interessierten und auch Studenten der Altertums-

wissenschaft und der altorientalischen Disziplinen zum Studium empfehlen kann. Vor allem wird es solchen Studenten gute Dienste leisten, die über keine Hebräischkenntnisse verfügen, sich aber dennoch mit dem Inhalt des AT vertraut machen müssen.

Gewiß wird der Fachexeget, der Assyriologe und Ägyptologe manche Ungenauigkeiten feststellen und sich oft in der Beurteilung eines Problems vom Vf. unterscheiden. Auch scheint dem Rez. das Spannungsverhältnis zwischen tatsächlicher und geglaubter Geschichte zu wenig klar dargelegt und noch weniger einleuchtend gelöst worden zu sein, wie er überhaupt die schematische Scheidung zwischen Geschichte, Religionsgeschichte und „Heilsgeschichte“ nicht immer für sehr glücklich hält. Dennoch ist es ein vorzügliches Handbuch, das dem Dozenten die Arbeit sehr erleichtert, weil er es in Vorlesungen, die eine allgemeine Einführung in die Geschichte und Religionsgeschichte Israels sowie in die „Theologie“ des AT bieten sollen, als Studienbuch zugrunde legen kann. Er kann dann darauf verweisen, wenn er Themen übergehen muß, und kann dort, wo er es für angezeigt hält, vertiefende Ergänzungen anbringen. Zu korrigieren ist: Den Vertrag mit Ramses II. hat nicht Muwatalli geschlossen, der nur an der Schlacht bei Kadesch 1285 beteiligt war, sondern Hattusilich III., der zur Zeit des Vertragsabschlusses 1270 König der Hethiter war (74). Auf der gleichen Seite fehlen im Rezensions-Exemplar mindestens 6 Zeilen, so daß der Text dort unklar bleibt. In einer neuen Auflage wird auch die heutige Diskussion über die Geschichte des Bundesgedankens mehr berücksichtigt werden müssen. Nach den Arbeiten von Fohrer, Kutsch und Perlitt muß man über dieses Thema differenzierter reden.

Der Beitrag von R. Schwarzenberger trägt zur Brauchbarkeit dieses Buches wesentlich bei. Er unterrichtet gut über alle mit Gn 1–11 verbundenen exegetischen Probleme. Wenn auch der Rez. manches anders sagen würde, will er sich auf keine eingehendere Diskussion einlassen. Er möchte nur ein Mißverständnis hinsichtlich seiner Analyse von Gn 6, 1–4 klären. Sch. hat den Aufsatz des Rez. unter die Gruppe von Arbeiten der Exegeten, „größtenteils katholische Theologen“, eingereiht (320), die die „Gottessöhne“ auf die Setiten und die „Menschenkinder“ auf die Kainitinnen aus dogmatisch-apologetischen Gründen deuten, und dabei sogar diesen Aufsatz als einzigen genannt. Dazu kann der Rez. nur feststellen, daß Sch. entweder den Aufsatz überhaupt nicht oder nur sehr oberflächlich gelesen hat. Es ist dem Rez. unerklärlich, wie etwa ein „Fundamentalist“ oder ein „apologetisch“ eingestellter Theologe sich über die in BZ NF 11 (1967) 66–78 erzielten Ergebnisse freuen könnte. Wenn die Umdeutung jenes alten mythologischen Stückes, über dessen Sinn in den

vorpentateuchischen Schichten der Tradition der Rez. keinen Zweifel gelassen hat, erst ein später Theologe, eben der letzte Pentateuchredaktor, aus recht vordergründiger „kirchenrechtlicher“ Tendenz, nämlich zur Unterbauung der nach unseren Begriffen sehr fragwürdigen Mischehenauffassung Esras, vollzogen hat, dann wird der Apologet, der die absolute Wahrheit und Unfehlbarkeit der Schrift beweisen wollte, in nicht geringe Schwierigkeiten geraten. Der Rez. hält es, gelinde gesagt, für eine arge Verzeihung, wenn man seine Ergebnisse hinsichtlich der Analyse von Gn 6, 1–4 mit der alten „traditionellen“ Setiten-Kainiten-Deutung, die völlig von Überlieferungsgeschichtlichen und literarkritischen Erwägungen unbelastet war, in einen Topf wirft. Auf jeden Fall ist es äußerst fragwürdig, diese Stelle dem Jahwisten zuzuweisen, wie es Sch. ohne Auseinandersetzung mit den vom Rez. und vielen anderen schon vor ihm vorgelegten Argumenten gegen eine Zuweisung an J tut. Diese Bemerkungen sollen aber die sonstige Gedicgenheit des Beitrags von Sch. nicht in Frage stellen.

München

Josef Scharbert

BIBELWISSENSCHAFT NT

SCHÜRMANN HEINZ, *Das Lukasevangelium*. I. Teil (1, 1–9, 50.) (HThK Bd. III.) (XLVIII u. 591.) Herder, Freiburg 1969. Ln. DM 96.—.

Mit Freude nimmt man diesen Band entgegen. Die form- und redaktionsgeschichtliche Forschung hat über die synoptischen Evangelien viel Licht gebracht. Seit H. Conzelmann, *Die Mitte der Zeit* 1954 wurde das Lk-Ev. und seine Theologie zum Gegenstand vieler Monographien und Untersuchungen (vgl. XXVIII–XXXII), aber ein diese Erkenntnisse zusammenfassender und auswertender wissenschaftlicher Kommentar wurde weder von der evang. noch von der kath. Forschung geschrieben.

Das Werk beginnt mit einem sehr eingehenden Verzeichnis „Texte und Literatur“ (XI bis XXXVII). Dann folgt der Kommentar. Die Einleitungsfragen werden am Ende des Kommentars behandelt. Zum Schluß wird ein „Verzeichnis der Ausführungen“ gegeben (581), z. B. Lk als Tradent, die theologische Eigenart und literarische Art der Vorgeschichte, Königtum Christi nach Lk. Das „Register“ deutscher Stichwörter und ein griechisches Wortregister (Auswahl) will Hilfe bieten für Überlegungen zur lukianischen Theologie und zu redaktionsgeschichtlicher Arbeit („die ohne sorgfältige Untersuchungen des lukianischen Sprachgebrauchs nicht gewagt werden sollte“).

Das den Text befragende Vorverständnis gibt das Proömium (1, 1–4), dem eine eingehende Untersuchung gewidmet wird. Es ist der Schlüssel zum Verständnis der Schrift und

enthält „geradezu die lukianische Theologie in nuce“. „Mit großer Hellsichtigkeit sieht Lukas die Gefahren, die der Kirche nach dem ‚Fortgang‘ der Apostel (vgl. Apg 20, 29) drohen. Es ist die Lehrunsicherheit des ausgehenden apostolischen Zeitalters — innerkirchlich mit seinem Nebeneinander recht unterschiedlicher judenchristlich-palästinensischer und heidenchristlich-paulinischer Traditionen, von außen verstärkt durch synkretistische Neigungen im Hellenismus — die Lukas auf Abhilfe sinnen läßt. Und mit bewunderungswürdiger Klugheit sieht er das Mittel, das da helfen kann: die apostolische Paradosis, und zwar diese in ihrer die genannten Unterschiede umspannenden Ganzheitlichkeit“ (3). Lk schreibt nicht als „Historiker“, nicht als Theologe der Heilsgeschichte; „er war ein sehr umsichtiger Kirchenmann, dem die praktischen Fragen des kirchlichen Lebens der ausgehenden Apostelzeit Sorge machten und der darum verantwortlich zur Feder griff (17). Er wollte die Gemeinde vor auflösenden Kräften schützen, indem er sie auf die Basis der Überlieferung stellte und die Notwendigkeit einer geordneten Verfassung betonte.“

Die ersten zwei Kapitel sind das „Präludium“, der „Vorbau“ der Evangelien schrift. An ihnen haben in den letzten zwei Jahrzehnten Forscher, aber auch viele Dilettanten gearbeitet. Sch. unterzieht dies alles einer gesunden Kritik und gibt verlässliches, fundiertes und solides Urteil. Das Zeugnis von Lk 1–2 ist „in besonderer Weise Glaubensbekenntnis, nicht nur Christusverkündigung (so wenig beides voneinander getrennt werden darf)“ (20). Diese theologische Funktion macht auch die hier gewählte literarische Art verständlich. „Es ist ein tief sitzendes Mißverständnis, die jenseitig endzeitliche Christusoffenbarung könne nur in einem historischen Bericht moderner Historiographie adäquat ins Wort kommen. Es gibt literarische Gattungen, die Wirklichkeit und Bedeutung derselben gültiger verständlich machen können“ (21). „Eindeutig läßt sich die literarische Art von Lk 1–2 nicht einem vorgegebenen Genus zuordnen. Wenn man nach einem Artbegriff sucht... kann man umschreibend von gläubiger Erzählweise nach Art der spätjüdischen Haggada reden“ (24). Viele diskutierte Fragen finden eine glaubwürdige Antwort. Der Gruß für Maria: χαίρε (1, 28) ist nicht Anspielung auf Soph 3, 14 etc., Maria also nicht Repräsentantin der „Tochter Sion“. Zu V. 34 wird gesagt: „So oder so versagt also eine psychologische Ausdeutung... als historischer Ausspruch Mariens. Er muß in seiner literarischen Funktion... im Sinn des Schriftstellers Lk verstanden werden. Die Frage nach dem Jungfräulichkeitswillen Mariens ist somit keine exegetische, sondern eine historische und dogmatische Frage, für die der vorliegende Text in seiner literarischen Art nichts hergibt“ (51).